

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 74.

Montag, den 29. März 1909.

24. Jahrgang.

Der Weltkrieg in den Lüften.

Original-Roman von Rudolf Martin.

(6. Fortsetzung.)

„Der Weg nach der Werft ist gesperrt“, sagte der eine der Gendarmen. „Ich warne Sie, den Versuch zu wiederholen, sich der Werft von irgendeiner Seite zu nähern, und rate Ihnen, sich sofort nach Hause zu begeben, andernfalls müßte ich zur Verhaftung schreiten.“

Karl Eduard Müller kehrte sofort um. Aber bald blieb er wieder stehen, denn gerade über seinem Kopfe weg in der geringen Höhe von nur 300 Metern segelten zwei Aluminiumschiffe der größten Bauart, die von Nordosten zu kommen schienen, nach der Seewerft zu. Welchen Ingenieur des Luftschiffbaues hätten diese dunklen, abgeblendeten Riesenschiffe um Mitternacht nicht interessiert! Ingenieur Müller wollte nur sehen, ob sie auf dem Wasser niedergingen. Schnell kletterte er auf einen Baum, von dem er voraussichtlich die Seewerft und den Spiegel des Bodensees erblicken konnte. Er war noch nicht oben, als ein Zivilist aus dem Gebüsch hervorstürzte und einen schrillen Pfiff in die dunkle Nacht ertönen ließ. In demselben Augenblick wurde es auf allen Seiten lebendig. Im Galopp sprengten von verschiedenen Seiten Gendarmen heran. „Kommen Sie sofort von dem Baum herunter, oder ich schieße“, rief ein reitender Gendarm mit gehobenem Gewehr dem Ingenieur Müller zu.

„Schießen Sie nicht“, rief Müller, „ich komme sofort herunter.“ Er fiel mehr als er kletterte. In einem Augenblick war er wieder auf der Landstraße. Inzwischen waren auch die Gendarmen, welche ihn eben visitiert hatten, keuchend herbeigelaufen. Im ganzen umringten ihn sechs Personen, von denen zwei in Zivil augenscheinlich Kriminalbeamte waren. Diesen mußte er nochmals seine Papiere zeigen. Jetzt begleitete ihn ein berittener Gendarm bis nach Friedrichshafen in seine Wohnung in einem kleinen Gasthaus, wo der Wirt ihn legitimierte und erklärte, daß er die Verantwortung für ihn übernehmen könne. Herr Müller interessierte sich als Ingenieur für Luftschiffe und sei nur aus Neugierde, wie andere Friedrichshafener auch, auf seinen Rat nach der Seewerft gegangen. Alles dies wurde von dem Gendarm zu Protokoll genommen.

Nachdem Ingenieur Müller mit seinem Wirt noch einige Glas Bier zur Erholung von dem überstandenen Schrecken getrunken hatte, ging er auf das Postamt. Ihm war jetzt kein Zweifel mehr, daß der Krieg entweder schon ausgebrochen sei oder unmittelbar bevorstehe. Auf dem Postamt nahm er aus seiner Brieftasche den Schlüssel für die chiffrierten Telegramme und suchte die Chiffer für „der Krieg ist ausgebrochen“. Sie lautete: „Annas Hochzeit ist morgen“. Das Telegramm war zu richten an Jacques Gilbert in Genf. Dieser Herr war der Privatsekretär des Generaldirektors der französisch-schweizerischen Luftschiffbaugesellschaft.

Als Ingenieur Müller sein Telegramm um 1 Uhr nachts dem Postbeamten übergab, fiel ihm der forschende Blick des Beamten auf. Auch fragte ihn der Beamte nach seinem Namen und seiner Adresse für den Fall, daß das Telegramm unbestellbar sei oder eine Antwort einlaufen sollte. Um nicht unnötiges Aufsehen zu erregen, gab er seinen Namen und seine Adresse gewissenhaft an. Jetzt endlich begab sich Ingenieur Müller zur Ruhe. Sein Telegramm verließ aber nicht das Postamt von Friedrichshafen. Nach dem neuen Mobilmachungsgesetz unterliegt der Postverkehr in Orten mit Luftschiffwerften von der Stunde der Mobilmachung

(Nachdruck verboten.)

an einer Zensur. Dasselbe gilt von allen Orten zehn Kilometer im Umkreise. Vor der Absendung mußte das Telegramm nach den bestehenden Bestimmungen erst der politischen Polizei vorgelegt werden. Im allgemeinen war der gesamte telegraphische und telephonische Verkehr ins Ausland einer Verzögerung von mindestens 10 Stunden zu unterwerfen, um Zeit für die Prüfung zu gewinnen. Durch seine nächtliche Reflektierung hatte sich aber Ingenieur Müller so verdächtig gemacht, daß am kommenden Morgen der Leiter des Polizeiwesens von Friedrichshafen entschied, daß kein Telegramm oder Brief von Müller bis auf weiteres befördert werden dürfe.

Am Morgen des 5. November telegraphierte Ingenieur Müller aufs neue nach Genf in chiffriertem Telegramm, in dem er sich Instruktionen für sein zukünftiges Verhalten erbat. Da ihn keine Antwort erreichte, und er sich Gewißheit über die kriegerischen Vorbereitungen der Landarmee verschaffen wollte, fuhr Ingenieur Müller am 6. November mit dem Zuge nach Stuttgart und stieg im Hotel Marquardt ab. Hier glaubte niemand an das bevorstehende des Krieges. Seine Erzählungen von den nächtlichen Luftschifffahrten nach und von Friedrichshafen stießen überall auf Zweifel. Der Reichskanzler hatte sich fast täglich immer neuen Personen gegenüber auf das friedfertigste ausgedrückt. An der Nachtsicht auf den Zeppelinischen Werften fand niemand etwas besonderes, da verschiedene Zeitungen ebenfalls die Mitteilung gebracht hatten, daß Graf Zeppelin von der Internationalen Luftlinie „Berlin-Peking“ enorme Aufträge zur schleunigen Lieferung erhalten habe.

Ingenieur Müller war aber klug genug, um den wirklichen Sachverhalt klar zu durchschauen. Das Landheer hatte noch nicht mobil gemacht, aber die Luftmacht war seit dem 4. November in dem Zustande der Mobilmachung. Zum Ueberfluß stellte Müller in Stuttgart fest, daß der Luftschiffverkehr von Stuttgart nach Berlin sowie von Stuttgart nach München und von Stuttgart nach Bern einfach aufgehört hatte. Ein Herr im Hotel Marquardt, der am Morgen des 6. November mit dem fahrplanmäßigen Luftschiff nach Berlin fahren wollte, hatte bei seiner Ankunft in dem Luftschiffhafen nur den Bescheid erhalten, daß heute und morgen wegen des stürmischen Wetters der Luftverkehr eingestellt sei.

„Sie können ja noch gar nicht wissen, ob auch morgen stürmisches Wetter ist, zumal auch heute der Wind eine sehr mäßige Stärke hat“, hatte der Reisende zu dem Beamten des Luftschiffhafens gesagt.

Lachend hatte der Hafenbeamte erwidert: „Sie merken heute nur nicht hier unten, wie stürmisch es oben ist und besonders weiter nördlich nach Berlin zu. Auch für morgen und die nächsten Tage liegen schon Warnungen wegen schweren Sturmes von den meteorologischen Stationen in Berlin und Leipzig vor. Ich rate Ihnen, mit der Eisenbahn zu fahren, denn in den nächsten Tagen können Sie auf dem Luftwege Berlin nicht erreichen.“

Das war eine sehr merkwürdige Geschichte, denn seit dem Jahre 1912 funktionierte der Luftverkehr zwischen Stuttgart und Berlin Sommer wie Winter mindestens ebenso sicher wie der Eisenbahnverkehr.

(Fortsetzung folgt.)

Im schwankenden Kahn.

Roman von Anna Wahlenberg.

(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Da konnten sich Kinder mit ihren Spielen aufhalten oder eine kleine geschlossene Gesellschaft sitzen und in Ruhe plaudern.

Unten im eigentlichen Garten war es hell und freundlich, Ananasbeete und Himbeerestrüpp nahmen große Flächen ein, um die Äpfel- und Birnbäume einen Ring bildeten, während die Kirschbäume für sich allein auf einer Grasmatte standen und aussahen, als dächten sie mit der Zeit einen kleinen Wald zu bilden. Kaiserkronen, Dahlien und aufgeblühte hohe Lilien begrenzten die Kieswege da, wo die Beete nicht mit Stachel- und Johannisbeerbüschen bepflanzt waren.

Im übrigen war es ein merkwürdiger Garten. Er schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Hinter Lauben und Hängeeiche, hinter einer Gruppe von Taxusbäumen, hinter einem buschigten Hügel oder sonstigen Partien, wo man an seiner Grenze zu stehen glaubte, erblickte man von neuem Obstbäume und Beete und tausend Winkel und Ecken, die man durchsuchen und erforschen konnte. Erst unten am Seeufer wurde ihm Halt geboten, und eine Reihe hängender Weiden, deren Zweige sich weit über das Wasser ausstreckten, hielt die Grenzwaage.

Während Ada durch diesen sonnigen offenen Garten wanderte, so verschieden von dem kleinen, mauerumgürteten, überwucherten Stadtgarten, in dem sie im Sommer umhergegangen war und geträumt hatte, fühlte sie sich erwärmt und belebt, ohne recht zu wissen, warum. Sie war froh über das, was sie auf dieser Seite des Wassers gefunden hatte. Sie freute sich über das spiegelnde Wasser, über alle Buchten und Ruheplätzchen und über den Wechsel zwischen Sonne und Schatten. Und sie war besonders froh darüber, daß sie hier nicht den kühlen Lusthauch spürte, wie auf der anderen Seite.

Nachdem Ada ein Weischen auf der Brücke gestanden und über den See hinausgeblickt hatte, bemerkte sie einen schmalen Weg, der sich unter dem Schutze der Weiden fort schlängelte und hinter dem Gartenzaun in einem Felde weiterlief, wo er sich in der wogenden Saat verlor. Neugierig, zu sehen, wohin er führe, schlug sie ihn ein und stand nun schon ganz nahe an der kleinen Gittertür, die den Eingang in das Feld bildete, als sie von einem heftigen Hundegebell dicht neben sich erschreckt, plötzlich stehen blieb. Im selben Augenblick stürzte ein großer Hühnerhund aus dem Gebüsch.

Sie erkannte ihn. Es war Hej, der treue Hauswächter. Gestern bei der Ankunft hatte er sie auch in ähnlicher Weise begrüßt, aber Ruth hatte ihn ohne Gnade gleich eingeschlossen.

Nun ging er um sie herum und knurrte, aber bellte nicht mehr. Sie lockte ihn.

„Artig, Hej! Komm her und laß dich streicheln!“

Er hielt das jedenfalls für eine verfrühte Vertraulichkeit und zog sich, noch immer knurrend und die Fremde mißtrauisch anblickend, beleidigt zurück, als könnte er nicht begreifen, was sie da zu suchen hätte.

Ada öffnete das Gitter und setzte ihren Spaziergang fort. Der Weg war nun ganz schmal geworden und führte in geschlängelten Windungen durch das Feld zu einem Wirtenhügel, der sich zwischen dem See und den Feldern erhob. Er sah freundlich und einladend aus, der kleine Hain mit seinem noch ganz frischen, aber spärlichen und ungleichen Gras, das man nicht der Mühe wert gefunden, zu mähen, und das gelbgrüne Laub der Birken leuchtete lustig im Sonnenschein.

Auf den kleinen Hügel setzte sie sich, um auszuruhen. Hier hatte man eine noch bessere Aussicht auf den See, als unten vom Garten, und es machte ihr Spaß, zu beobachten, wie das Leben rings um ihn erwachte. Mit scharfem Schrei flogen die Vögel über ihn hin und dann zurück ans Land. Von einem kleinen roten Häuschen auf einer hervorspringenden Landspitze stieg der Rauch hoch in die klare Luft. Ein paar Boote glitten von verschiedenen Richtungen heran, und aus dem Walde hörte man das Brüllen der Kühe.

Wie sie dasah, fühlte sie unvermutet etwas Feuchtes und Kühles an der einen Hand, mit der sie sich auf die bemooste Steinplatte stützte, und als sie sich umwendete, sah sie Hej hinter

sich stehen. Er war über den Gartenzaun gesprungen und hatte sich ihr nachgeschlichen, um näher zu ergründen, was sie eigentlich für ein Menschenkind sei und was sie im Schilde führte. Und als hätte sein Mißtrauen ein wenig nachgelassen, hatte er aufgehört zu knurren. Doch als sie ihn streicheln wollte, wich er noch zurück. Aber als sie nach einigen Augenblicken aufstand und durch das Feld zurückging, folgte er ihr in einer Entfernung von einigen Metern, als wüßte er nicht, sollte er ihr Gesellschaft leisten oder nicht.

Als Ada wieder in den Garten gekommen war, schlugen neue Laute an ihr Ohr. Diesmal waren es Menschenstimmen, das fröhliche Lachen spielender Kinder.

Sie ging dem Schall nach, kam in eine neue Ecke des Gartens auf der Seite, wo er an Wirtschaftsgebäude und Scheunen grenzte, und erblickte bald die lärmenden Kinder. Es waren zwei kleine Mädchen, die im Boden gruben; aber die schwarze Erde, die sie mit ihren Spaten emporholten, streuten sie sich gegenseitig auf den Kopf und das war eben das Amüsante an der Sache.

Hej war inzwischen auf sie zugesprungen, und als sie ihn ins Spiel ziehen wollten, bemerkten sie plötzlich, daß er nicht allein gekommen war. Die Spaten wurden nun sogleich in die Erde gestochen, und da standen sie nun und starrten die Fremde an, die nun ganz an sie herangekommen war.

„Seid ihr Lili und Vivi?“ fragte Ada.

Es konnten ja nur die Zwillinge sein. Die kleinen Mädchen waren einander so ähnlich, wie solche Schwestern zu sein pflegen, beide blond mit klarer blühender Gesichtsfarbe und demselben feinen regelmäßigen Gesichtstypus wie die übrigen Glieder der Familie.

„Ja“, kam die Antwort etwas leise von beiden auf einmal.

Aber wer war nun Lili, und wer war Vivi? Ruth hatte gesagt, daß sie sich hauptsächlich durch eine Ungleichheit in den Charakteren unterschieden. Lili sprach, bevor sie dachte, und Vivi dachte, bevor sie sprach. Doch war auch im Äußeren ein Unterschied, den Ada rasch entdeckte. Die eine hatte eine runde Gesichtsförm, die andere eine mehr ovale.

„Bist du Lili?“ fragte sie, auf die rundliche deutend.

Aber da fingen sie beide zu lachen an.

„Ich habe immer ein rosa Band am Kopfe“, belehrte Lili mit dem ovalen Gesicht.

„Und ich habe immer ein blaues“, sagte Vivi, die rundliche.

„Aber manchmal tauscht ihr wohl?“

Ein neues Lachen, zu einem langen Richern gedehnt, und ein paar rasch getauschte Blicke. Diesmal, das sah Ada, hatte sie richtig geraten.

„Sind Sie das Fräulein?“ fragte Lili, sie vom Kopf bis zu den Füßen musternd.

„Ja, ich bin das Fräulein.“

Damit war die Bekanntschaft gemacht, und als artige Wirtheinen zeigten ihr die kleinen Mädchen „ihren“ Garten, in dem sie sich gerade befanden. Sie bekam die Gurken- und die Erbsebeete zu sehen, die Blumen und die Beerensträucher. Aber das allerbeste waren die beiden Apfelbäume, die der Gärtner, ein alter treuer Diener, für sie gepflanzt hatte, als sie geboren wurden. Heuer trugen sie zum erstenmale nennenswerte Früchte. Auf Lilis Baum waren zwanzig Äpfel, und auf Vivis einundzwanzig. Das war fast so gerecht, wie es überhaupt sein konnte. Und gerade heute wollten sie sie eigentlich abnehmen, denn sie waren gewiß schon reif, wenigstens die rotesten. „Da solltet ihr zuerst einen Blätterkorb machen, um sie hineinzulegen, das sieht so niedlich aus“, schlug Ada vor.

„Ja, da waren sie natürlich gerne dabei, wenn das Fräulein ihnen zeigen wollte, wie man es machte. Gab es hier eine Eberesche? Ja, eine Eberesche stand gleich hier. Man brauchte nur die Blätter abzureißen, denn die Zweige saßen ganz niedrig. Und nach ein paar Minuten hatte Ada ihren aufgehobenen Korb voll Blätter, grüne und gelbe durcheinander.

Sie setzte sich auf ein kleines Kinderbänkchen aus geflochtenen Weiden und begann, den Stengel des einen Blattes durch die zusammengefaltete Fläche des nächsten zu stecken, bis eine ganze Girlande daraus wurde.

„Ruth setzt sich nie auf diese Bank“, sagte Lili, weil sie so klein ist, daß wir nicht alle drei darauf Platz haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Dialekt-Gedicht.

Humoreske von Karl Ettlinger.

Weil ich seit einigen Jahren in München lebe, haben mich meine norddeutschen Freunde in dem gänzlich unberechtigten Verdacht, ich könnte bairisch reden und schreiben. Nein; ich kann's nicht. Ich weiß zwar, was „Karviol“ und „grüabi“ ist, ich bin im Laufe der Jahre dahinter gekommen, daß „g'schlechter Aff“ und „Mammel, g'schlechter“ keine Ausdrücke der Härtlichkeit sind, daß man „Schmai“ schnupft und „G'schwoll'ne“ ist (und nicht umgekehrt), aber das ist auch so ziemlich meine ganze bairische Dialektwissenschaft. Dennoch hat mich kürzlich eine in Köln erscheinende Halbmonatsschrift ausdrücklich aufgefordert, ihr ein Gedicht im Münchner Dialekt einzusenden.

Nun reizt einen bekanntlich das, was man nicht kann: jeder Pantier dichtet einmal und jeder Dichter spekuliert einmal. (Weibes gewöhnlich mit gleich betrübendem Erfolg.) Ich beschloß also, das Dialektgedicht zu verfertigen. Es fiel sehr schön aus, und — wie ich glaubte — urbairisch. In jeder zweiten Strophe kam ein „Bua“ oder ein „Dirndl“ vor, es wurde in dem Gedicht massenhaft „gebuffert“, „gefensterlt“ und „geschwahplattelt“, und besonders auf den Refrain: „Sakredi, dulidi!“ war ich unbändig stolz.

Aber so ganz war ich meiner Sache doch nicht sicher. Es ist immerhin nicht ungefährlich, bairische Dialektgedichte zu machen, wenn man in Frankfurt a. M. geboren ist. Deshalb wollte ich das Gedicht erst einigen Münchner Freunden zur Verbesserung vorlegen; die sollten mich als geborene Har-Athener auf etwaige „Gärten“ aufmerksam machen.

Zuerst ging ich zu meinem lieben Franzl. Der las das Gedicht, schaute mich groß an und schrieb mir dann eine Tätigkeit zu, die sonst nur in Spinnstuben ausgeübt wird. Er sagte (— ich lasse der Kürze halber alle Verbalinjuren weg —) etwa folgendes: „Das Gedicht ist ausgezeichnet, aber hundsmissig! Das soll Münchnerisch sein? Ein Mist ist es!“ Diese wohlwollende Kritik ermutigte mich bedeutend. „Kein Mensch in München sagt: „ich kann“, sondern: „i loa“! Es heißt auch nicht „Dirndl“, sondern „Deandl“ und nicht „hinauf“, sondern „auffa“! Dös mirkst da!“

Also gut, ich verbesserte die getadelten Stellen. Das Gedicht schien mir dadurch außerordentlich gewonnen zu haben. Wie urbairisch klang zum Beispiel die Stelle: „I wandle dös Berglein auffa“! Könnte das nicht Stieler oder Kobell gesagt haben? Ich muß doch irgendwo in meinem Stammbaum einen alteingesessenen Münchner gehabt haben, sonst könnte ich unmöglich den Dialekt so virtuos beherrschen. Herrgott, bewundere ich mich, was gibt's doch für intelligente Menschen! Aber doppelt genährt hält besser. Und deshalb legte ich das Gedicht einem zweiten Münchner Freund vor.

„Wundervoll!“ sagte Friß. „Meine aufrichtige Hochachtung! Aber das ist kein Münchnerisch, sondern Niederbairisch! Man sagt nicht „Deandl“, sondern „Diandl“, und nicht „auffa“, sondern „auffi“! Es heißt auch nicht „i loa“, sondern „i lö“! Und nicht „wandeln“, sondern „genga“! Auch nicht „sehen“, sondern „schaug'n“! Nicht „Blümlein“, sondern „Bleamerl“! Dann verglich er mich noch mit mehreren kostspieligen Lebewesen, die ich im Münchner Zoologischen Garten wiederzusehen hoffe. Ich verabschiedete mich dankend und nahm die gewünschten Verbesserungen vor.

Nun war das Gedicht aber geradezu glänzend! „I brach dös Bleamerl abi“ — wenn das kein reines, unverfälschtes Münchnerisch ist, dann gibt's überhaupt keins! Daß jetzt noch jemand etwas an diesem herrlichen Erzeugnis der Heimatkunst auszufehen finden könnte, war einfach ausgeschlossen.

Schon hatte ich das Gedicht zum dritten Mal sauber abgeschrieben, schon hatte ich das Begleitschreiben an die hochverehrte Redaktion mit vorzüglichster Hochachtung ganz ergebenst beendet, — da fiel mir mein Freund Kaspar ein. Der war ein geborener Münchner, der zu seinem Stolz noch nie über Bogenhausen hinausgekommen ist. Eine solche Autorität durfte nicht ungehört bleiben.

„Schön ist das Gedicht!“ sagte er. „Und so wichtig, hihi! Aber es ist kein Münchnerisch, sondern Sommerfrischler-Tirolerisch! „I genga“ gibt's gar nicht! In keiner lebenden Sprache! „I geh“, sagt der Münchner! Es heißt auch nicht das „Diandl“, sondern höchstens „das Diandl“. Und „Bleamerl abi brechen“ tut der Kulturmenschen schon garnicht, sondern er „brockt“ sie! Und dann heißt's nicht „auffi“, sondern „auffa“! Zum Schluß seiner beglückenden Ausführungen vertrat er schließlich noch die nicht unbedingt zur Sache gehörige Ansicht, daß die Kuh nichts vom Gurkenalat verstehe. Was er damit sagen wollte, verstand ich nicht. Es war weit und breit weder eine Kuh noch Gurkenalat zu sehen.

Mich packte die Wut. Der Erste sagt, es heißt „auffa“; der Zweite sagt, es heißt „auffi“; und der Dritte sagt, es heißt doch „auffa“! Und wie ist's jetzt eigentlich richtig: „Diandl“, „Diandl“, oder „Deandl“? Bald soll mein Münchnerisch Niederbairisch sein, und bald Tirolerisch!

Ich machte kurzen Prozeß; ich schrieb einfach statt Deandl: Fräulein! Statt auffi: empor! Statt Bleamerl: Pflänzchen! Und so half ich mir in allen zweifelhaften Fällen.

Dann schrieb ich mein Gedicht zum vierten Mal sauber ab und schickte es nach Köln. Wie schön war mein Gedicht nun! „I brock

ein Pflänzchen“, — liegt in diesem Ausruf nicht die ganze bairische Volksseele? Wahrlich, mein Gedicht war nicht nur in Dialektworten geschrieben, nein, es war auch urmünchnerisch empfunden! Die Redakteure in Köln würden schöne Augen machen! Ich tauschte mich nicht: sie machten schöne Augen. Sie schrieben mir nämlich:

Sehr geehrter Herr!

Besten Dank für Ihren reizenden Beitrag. Er ist ganz famos. Nur scheint ein kleines Mißverständnis vorgekommen zu sein: wir hatten das Gedicht nicht im sächsischen Dialekt bestellt, sondern im Münchner. Vielleicht haben Sie die große Güte, es umzuarbeiten, etc. etc.

Ich bin jetzt dabei, das Gedicht ins Französische zu übersetzen. Ein Wörterbuch habe ich mir schon bestellt.

Mann und Weib im 20. Jahrhundert.

Von Marianne Thuma von Waldkamp.

Zu denjenigen Fragen, welche im Laufe des letzten Jahrhunderts eine — man möchte sagen — grundstürzende Umwertung erfahren haben, gehört unstreitig die Stellung der Frau in der menschlichen Gesellschaft. Nicht als wenn all die Programmpunkte der Frauenbewegung Errungenschaften allerjüngsten Datums wären; im Gegenteil, auch hier ist das Ven-Akibi-Wort vielfach anwendbar und so manche Fortsetzung, die auf den ersten Blick als eine Neuerung allerjüngsten Datums erscheint, findet sich schon in einem viel früheren Zeitraume vorgebildet.

Was jedoch an der Frauenbewegung tatsächlich neu ist, ist das Verhältnis der Frau zum sozialen Leben unserer Zeit, ihre Anteilnahme an demselben. Galt früher die scharfe Scheidung: Öffentlichkeit — Domäne des Mannes, Häuslichkeit — Wirkungskreis der Frau, so brachten die immerhin geringen Berührungspunkte, die diese zwei Betätigungsbereiche im Laufe der Entwicklung darboten, das eigentümliche Verhalten der Geschlechter zu einander mit sich. Heute bereitet aber das Hinausstreben der Frau in das öffentliche Leben eine gründliche Umwälzung in den Beziehungen zwischen Mann und Weib vor.

Die kastenmäßige Abgrenzung der Geschlechter hatte, vor entscheidenden berechtigten physiologischen Artunterschieden ausgehend, ein ganzes System von angeblichen fundamentalen Unterscheidungen ausgearbeitet, welche unter gesellschaftlicher Todesstrafe nicht überschritten werden durften. Männlich und weiblich waren die beiden Götzen, denen unbedingt gehuldigt wurde und von denen speziell der letztere den unheilvollsten Einfluß auf die Entwicklung des ganzen Geschlechtes und dadurch auf die Menschheit selbst ausübte. So mußte der Mann sich eine männliche Denkhaltung, Handlungs- und Lebensweise zurechtlegen, das Weib dagegen durfte nur dienen, gehorchen, nachempfinden, mußte, wollte sie nicht ein häßliches Odium auf sich laden, sich von selbständigem Denken, von Energie und Persönlichkeitsbewußtsein so fern als nur irgend möglich halten. Da ihr nicht nur eine grundverschiedene Lebensaufgabe zugewiesen wurde als dem Mann, da ihr Geisteshorizont nicht nur ein viel engerer, sondern ein von seinem gänzlich verschiedener war, so konnte es garnicht anders sein, als daß diese beiden, die ja doch von Natur auf einander angewiesen sind, immer mehr auseinandergingen.

Nun kommt aber eine andere Zeit, welche die Frau mitten in das brandende Leben hinausführt, dorthin, wo der Kampf oft am lauteften tobt und wo das Weib mit dem Manne Schulter an Schulter kämpfen muß. Aus dem Gegenpol ist nun ein Mitarbeiter geworden, zuweilen allerdings noch ein unliebsamer Konfurrent, aber der Berührungspunkte wurden immer mehr.

Und so stehen wir nun am Beginne einer Kulturrepoche, welche das alte Verhältnis der Geschlechter als überlebt verdammt und an seine Stelle ein neues, entwicklungsfähiges setzt. Ein demokratisches, individualistisches müssen wir es nennen, denn die Gleichberechtigung tritt an die Stelle der Heber- und Unterordnung, die Entwicklungsberechtigung anstelle der botmäßigen Kastenabgrenzung.

Nicht Gebietender und Gehorchende, nicht Wissender und Kind, nicht Lebenskünstler und Treibhauskultur sollen Mann und Weib mehr sein, sondern gleichwertige und gleichberechtigte Kameraden. Von der Natur dazu geschaffen, einander zu dem ganzen, vollen Menschen zu ergänzen, müssen sie sich — fortschreitend mit der Kulturentwicklung — auf der Basis der Gleichberechtigung finden. Wenn der vielleicht nicht unberechtigte Einwand erhoben wird, für die engste Lebensgemeinschaft sei die völlige Gleichheit viel ungünstiger als sich ergänzende Verschiedenheiten, so muß erwidert werden, daß für diese Form der Kameradschaft es dem Einzelindividuum überlassen bleiben muß, die zur Harmonie zusammenfließenden Dissonanzen zu finden. Daß dieses Finden jedoch auf dem Boden der gemeinsamen Arbeit, der Kameradschaft viel leichter ist, als auf dem der völlig getrennten Interessensphären, muß wohl zugegeben werden.

In der Theorie ist diese Umwertung wohl schon gänzlich durchgeführt, kein sich einigermaßen zur Intelligenz zählender Mann würde es heute noch offen eingestehen wagen, daß eine Frau von Bildungsmöglichkeiten, vom Berufsleben und öffentlicher Wirksamkeit auszuschließen sei, einzig nur deshalb, weil sie eben eine Frau ist.

Nicht ganz so weit sind wir in der Praxis. Hier wirkt das Milieu, dem die scharfgeformten Generationen entsprossen sind, noch immer nach. Die Bedingungen, unter denen jenes Geschlecht groß geworden ist, welches im Manne den absoluten Herrn, im Weibe die unbedingte Magd sehen, sind noch vielfach dieselben. So mancher, der in der Theorie für die volle Gleichberechtigung der Frau ist, ist in der Praxis sehr ungehalten darüber, wenn seine Schwester dieselben Entwicklungsmöglichkeiten anstrebt wie er, wenn seine Frau als gleichwertige und berechnete Persönlichkeit genommen werden will, gleich ihm, wenn seine Berufslösung trotz gleicher Vorbildung auf dieselbe Entlohnung Anspruch erhebt wie er.

Dah aber auf diesem Gebiete Theorie und Praxis so stark auseinanderklaffen, daran trägt ebenso die herrschende, durch das Milieu beeinflusste Sitte einen großen Teil Schuld. Statt sich den Anforderungen des neuen Frauenideals anzupassen, glaubt man, durch ein eigensinniges Festhalten an dem überlieferten Alten die „bedrohte Moral“ schützen zu müssen; denn so oft eine neue Welt und auch nur Lebensanschauung sich Bahn bricht, erheben die Hüter der alten Anschauungsweise ein leidenschaftliches Zetergeschrei über die Verderbnis, die angeblich durch das gefährliche Neue in die Welt kommen soll, denn ihnen ist die „Moral“ nicht die Sittlichkeit selbst, sondern die gewohnheitsgemäße Form der Sitte.

Soll den Anforderungen des neuen Frauen- und somit Menschheitsideals gründlich Rechnung getragen werden, so muß mit einer Reform schon in der Kindersube begonnen werden. Keine Unterschiede in der Behandlung des Knaben und des Mädchens, kein Bevorzugen des einen zu gunsten des andern, keine absichtlich verschiedene Leitung, kein Unterstreichen und Betonen der Unterschiede in bezug auf Nahrung, Bewegungsfreiheit und Spiel. Doch ist gerade in diese Stufe der Erziehung der Geist der Moderne schon siegreich vorgebrungen und hat manches Vollwerk der überlebten Sitte geschleift.

Ein großes Hindernis erstreckt jedoch der Verwirklichung des neuen Menschheitsideals in der herrschenden Unterrichtsform. Wenn auch in der Kindersube die Gleichberechtigung geherrscht hat, mit dem Beginn des schulpflichtigen Alters wird ihr der Gar aus gemacht. Getrennte Schulen, die selbst in dem Falle, daß ein gleiches Lehrziel angestrebt wird, die gänzlich gesonderte Ausbildung betreiben, weisen da eine Kluft auf, die vielmehr einen Schaden erzeugt, als der viel zu gefährdete Koedukationsunterricht es jemals könnte. Nicht nur, daß durch die heute übliche Unterrichtsform der Selbstüberschätzung der jungen männlichen Generation ebenso Vorschub geleistet wird, als der Geringschätzung ihrer Schwestern, der unbefangene Verkehr wird zu einer verbotenen Frucht gemacht, die um so verlockender erscheint, je unzugänglicher sie ist.

Und es liegt, wie auf so manchen Gebieten, auch hier ein mächtiger Widerspruch darin, den gemeinsamen Unterricht zwar als etwas der Sittlichkeit gar Gefährliches anzusehen, jedoch in genau demselben Alter, ja gerade im kritischsten Zeitpunkt Tanzstunden, Eislaufen, Tennis usw. als zur guten Erziehung gehörig zu sanktionieren, wo heimliche Zusammenkünfte nicht verhindert werden können.

Die fortschreitende Entwicklung auf allen Lebensgebieten fordert ihr Recht mit eben jener Macht, wie die Knospen im Frühling die Hüllen sprengen. Der weltflüchtige, asketische Zug, welcher in unsern Moralbegriffen immer noch vorherrscht, hat sich nur zum minimalsten Teil um die Höherentwicklung einen Dienst erworben, dagegen Heuchelei und Verlogenheit vielfach begünstigt. Die neue Zeit drängt dahin, die Fesseln der Konvention zu lockern, andererseits aber durch größere Wahrhaftigkeit das Individuum einer höheren Entwicklungsstufe zuzuführen.

Das Verhältnis zwischen Mann und Weib soll aufrichtiger, unbefangener, ehlicher, ethischer werden, auf daß sie sich zu allen großen Lebensaufgaben, an denen nun auch sie immer mehr teilnehmen kann, in ergänzendem Zusammenwirken finden mögen, auf daß ihre engste Lebensgemeinschaft zur wahren Ehe wird. Die Bedingungen dazu sind aber gleiche Behandlung und gemeinsame Erziehung durch alle Altersstufen, größere Bewegungsfreiheit bei vertieftem ethischen Streben, kurz: mehr Mensch, weniger Geschlechtswesen.

Humor des Auslandes.

Ma ch i n: „Ja, mein Lieber, der Zauberfünftler leistete hervorragendes. Er nahm eine 500 Frank-Banknote und verwandelte sie in eine Straußenfeder.“ — C h o s e: „Bah, das ist nichts. Meine Frau kann eine 500 Frank-Banknote nehmen und sie in einen Hut mit einem halben Dutzend Straußenfedern verwandeln.“ (Journal Amusant.)

Die Schlacht schien sich gegen ihn entscheiden zu wollen. Der in eigener Person kommandierende Präsident der südamerikanischen Republik sandte einen Adjutanten zu den Reiteren und befahl General Blanco, sein Regiment nach vorn zu bringen. Zehn Minuten vergingen, aber es kam nicht. Zwanzig, dreißig, eine Stunde — immer noch kein Regiment. Der Adjutant kam unbedecktes Hauptes und atemlos zurück. „Mein Regiment! Mein Regiment! Wo ist es? Wo ist es?“ schrie der Präsident. —

„Herr Präsident,“ antwortete der aufgeregte Adjutant, „Blanco begann, wie befohlen, den Anmarsch, aber da sind unten am Wege ein paar betrunkene Amerikaner, und die wollen das Regiment nicht vorbeilassen.“ (The Argonaut.)

P e g g y: „War der Polizist da auch mal ein kleines Baby, Mutter?“ — M u t t e r: „Aber gewiß, Kind.“ — P e g g y (nachdenklich): „Ich glaube nicht, daß ich schon mal einen kleinen Baby-Polizisten gesehen habe.“ (Punch.)

S i e: „Aber bester Fred, wie kannst du nur in solch schäbigem Anzuge kommen, wenn du Papa um meine Hand bitten willst?“ — F r: „Ach, Schak, mir ist schon einmal ein neuer Anzug dabei ruiniert worden.“ (The Skotech.)

Der Lehrer trug seinen Schülern das Wissenswerte über den Globus vor. „Welches Land liegt nun“, wandte er sich an den größten Dummkopf der Klasse „uns gegenüber auf der anderen Seite des Globus?“ — „Ich weiß nicht,“ war die Antwort des Schülers. — „Komm, komm!“ sagte der Lehrer. „Nimm einmal an, ich bohre hier ein Loch durch die Erde, und du kröchst an diesem Ende hinein, wo meinst du wohl, würdest du wieder herauskommen?“ — „Aus dem Loch, Herr Lehrer!“ rief der Dummkopf und kam einen nach unten.

Was ich fordere,“ sagte Frau Wilks, die große Frauenrechtlerin, „ist Gleichheit, Herr Jones. Ich will keine besonderen Privilegien, aber was ich verlange, ist, daß Sie als Mann — oder eine Art Mann — mich ebenso behandeln sollen, wie Sie einen anderen Mann behandeln würden! Verstehen Sie mich?“ — „Ja, wohl“, murmelte Jones. — „So zum Beispiel anstatt eines öden Geschwätzes und statt mich wie ein hilfloses Wesen zu behandeln, das geschützt werden muß, und all solch Unsinn, verhalten Sie sich mir gegenüber genau so wie Herrn Smith gegenüber. Behandeln Sie mich wie einen guten Kerl!“ „Aber gewiß, alter Junge!“ stimmte Jones hurtig bei. „Leihe mir doch mal fünf Pfund!“ (Answers.)

„Der Hund ist eines von den wenigen Tieren, die dem Menschen folgen.“ — „Ja, mir ist gestern einer so schnell gefolgt, daß ich ihm kaum entweichen konnte.“

Die Skatdecke.

Auflösung zu Nr. 68.

Kartenverteilung:

V a A, 10; b 10, K, D, 9, 8, 7; d 8, 7.
M a b c B; a K, D, 9, 8, 7; b A; c A.
H d B; c 10, K, D, 9, 8; d 10, K, D, 9.

Etat: c 7, d A.

Spiel:

1. V a A, a 7, c 10 (—21) 2. V a 10, a 8, d 10 (—20).
3. V b 10, b A, dB (—23). Damit haben die Gegner 64.
V fehlt richtig b 10 vor, da M Großspiel macht, das blanke Aß also bei ihm zu vermuten ist.

Richtige Lösung schieden ein: Walter Berg-Wiesbaden — Emil Loeb-Wiesbaden — August Schmitt-Wiesbaden — E. Lampe-Wiesbaden — Erik Kopp-Wiesbaden — P. J. Imberg-Wiesbaden — Ad. Neunert-Wiebrich — K. Klein-Wiebrich — Chr. Busch-Landstein — Michael Born-Johannisberg.

Etat-Aufgabe:

a b c d die vier Farben. V M H die drei Spieler.

Da die beiden anderen passen, spielt V, der Vorhandspieler, Ramsch auf folgende Karten:

a K, D, 9, 8, 7; b 10, K, D, 9, 8.



Jeder der Gegner hatte 2 Jungen. V fängt den Ramsch. H bleibt Junger. Der Etat wird nicht mitgerechnet. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Glos in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Lehbold in Wiesbaden.